

Nun gebt dem Frieden gute Nacht,
Weil Gott den Kampf befohlen.
Gott wird euch mitten in der Schlacht
in seinen Frieden holen.
Nun lasset locken oder drohn
Und steht nur ungebrochen.
Im Himmel ist das Urteil schon
All falschem Geist gesprochen. (Heinrr. Vogel).

oder:

In ewgem Kampfe wird allein
des Volkes heilig Recht bewahrt.
Herr, laß uns immer wachsam sein,
Herrgott, mach deine Deutschen hart (Annemarie Koeppen).

Quelle: Pflugschar und Meißel 21.4.1940

Ideologische Aufrüstung der Religion: Rezitationstexte von 1940

Gerhard Hoch

„Herrgott, mach deine Deutschen hart“

Hedwig Nommensen – eine christliche Lehrerin im „Dritten Reich“

Zum 1. Juni 1936 wurde Hedwig Nommensen als planmäßige Lehrerin an die Volksschule in Schmalfeld bei Kaltenkirchen versetzt. Diese dürre Nachricht ist der örtlichen Schulchronik zu entnehmen. Danach versiegt diese so wichtige Quelle, denn die folgenden Seiten wurden – wohl rechtzeitig nach dem Zweiten Weltkrieg – von interessierten Personen aus dem Dorf aus der Chronik herausgerissen. Die folgende Darstellung wird sich also bezüglich der Quellen beschränken müssen auf die zahlreichen Briefe, die Hedwig Nommensen aus Schmalfeld an ihre Eltern im fernen Sumatra, dann in Bordesholm, geschrieben hat¹, sowie auf spärliche Mitteilungen aus ihrer Verwandtschaft.

In Sumatra – damals Teil Niederländisch-Indiens, heute zu Indonesien gehörig – wird Hedwig im Jahre 1908 als Tochter des Missionars Jonathan Nommensen geboren. Bereits ihr Großvater Ludwig Ingwer Nommensen hatte dort als Missionar gewirkt und steht dort bis heute in hohem Ansehen. 1920 schicken ihre Eltern sie und ihren jüngeren Bruder Johannes nach Deutschland, wo sie von der verwandten Familie Hartwig, später auch von der Familie Johannes Harder in Itzehoe, aufgenommen und erzogen werden.

Hedwig besteht 1929 die Reifeprüfung in Itzehoe und beginnt im selben Jahr ein Studium an der pädagogischen Akademie in Kiel, das sie 1931 erfolgreich abschließt. Um ihre Tätigkeit in Schmalfeld besser verstehen und würdigen zu können, empfiehlt es sich, ihre vorausgehenden schulischen Erfahrungen zu betrachten.

Während der ersten Jahre nach dem Abschluss der akademischen Ausbildung scheint sie ohne Anstellung geblieben zu sein, ein Schicksal, das sie mit zahlreichen Lehrerinnen teilt und das der rigorosen Sparpolitik während der letzten Jahre der Weimarer Republik zuzuschreiben ist.

Ihre erste praktische Begegnung mit der schulischen Realität erlebt sie mit guten Erfahrungen in Uelvesbüll/Eiderstedt, ganz anders dann, wiederum nur als Hilfslehrerin, 1935 in Rumfleth bei Wilster. Die dortigen Verhältnisse empfindet sie als schockierend. Mit den zwei Junglehrern, die ihr vorausgegangen waren, hatten die Kinder nach Belieben verfahren können: über Tische und Stühle und durchs Fenster springen, die beiden Lehrer hochleben lassen und Ähnliches.



Quelle: Sammlung Hoch

Hedwig Nommensen, um 1937

Diese „verwilderte“ Klasse war keineswegs glücklich darüber, nun eine Lehrerin vor sich zu haben. Diese stellt resigniert fest, bei dieser Disziplinlosigkeit sei der Unterricht „eine Plage“ und an ein ordentliches Arbeiten nicht zu denken.

Im Herbst 1935 wird Hedwig Nommensen nach Friedrichskoog an der Westküste versetzt. Bessere Verhältnisse findet sie hier auch nicht vor: „Man muß sogar mit dem Stock arbeiten; das habe ich sonst nie in meinem Leben getan. Aber der Schulrat selbst sagte mir, das wäre das einzige Mittel.“ Ihrer Mutter klagt sie: „Man kann sie nur disziplinieren, wenn der Stock, die Strafe, dahinter steht, und das ist mir so schrecklich. Ich bin nicht der Mensch, der damit arbeiten kann.“ Die ersehnte Versetzung führt sie Anfang 1936 für nur wenige Wochen nach Meggerkoog über Rendsburg. Dort erlebt sie eine Natur, die ihre innere

Befindlichkeit zu widerspiegeln scheint: „Kaum einen grünen Baum sieht man dort, erst recht nicht blühende Bäume – kahl – kahl – und nochmals kahl!“

Christliche Ausgrenzung

Anfang Juni 1936 meldet sie sich zum Dienst in Schmalfeld. Schon am 12. Juni schreibt sie begeistert: „Hier ist alles so viel netter als in Meggerkoog, schon als Umgebung haben wir hier Wald, Heide, Moor.“ Sie übernimmt mit 25 Stunden die dritte Klasse – „eine ganz feine Klasse!“ Sie versteht sich sehr gut mit den Kollegen und ist auch mit ihrer Wohnung sehr zufrieden. Die ist sehr groß und wird durch eine Zentralheizung gewärmt. Mit einem Monatsgehalt von 103 Reichsmark muss sie auskommen.

Mit Ausnahme ihrer „ersten Stelle in Kiel“ – über die aber nichts bekannt ist – „bin ich nirgends so gerne gewesen; erst hier fühle ich mich vom ersten Tage an wohl.“ Diese Zufriedenheit lässt ihr endlich Raum auch für andere als die schulischen Dinge. Sie kann zum Beispiel ihre Hausfrauen-Natur entfalten. „Was mir nun noch fehlt, wäre ein kleines Gärtchen, in dem man ein kleines Rosenfleckchen als Nachmittags-Aufenthalt während der warmen Sommerzeit hätte und in dem man so allerlei Gemüse anpflan-

zen könnte.“ Letzteres bezieht sie reichlich, nicht zuletzt auch von ihren Kollegen. Und so beginnt ein erstaunliches Pensum an Obst- und Gemüseverarbeitung mit „Einmachen und Einlegen.“ „Das macht mir ordentlich Spaß!“

Was sie hier schildert, steht in einem sonderbaren Kontrast. Denn als sie sich zum Dienstantritt in Schmalfeld meldet, wird es niemandem entgangen sein, dass sie in fortgeschrittenem Zustand schwanger ist. Am 24. August war sie in Kiel von einer Tochter entbunden worden. Ist von daher eine gewisse Euphorie in ihren Situationsschilderungen zu erklären? Denn in dieser Schwangerschaft wurzelt die Tragödie ihres ganzen Lebens, die sie auch in ihrem geliebten Schmalfeld – wenngleich von ihrer Umgebung nicht wahrgenommen – begleiten wird. Diese Tragödie sei hier kurz zusammengefasst.

Aus der Verlobung mit ihrem geliebten Walter Ossenbrüggen darf keine Ehe werden. Dem unbarmherzigen Druck der engeren Verwandtschaft in Itzehoe, vor allem den Drohungen von Seiten ihres Bruders, Dr. Johannes Nommensen, eines SS-Arztes, glaubt sie sich beugen zu müssen, denn der Verlobte, ein Gymnasiallehrer, entspricht nicht den Normen der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“. Welche Norm im Einzelnen er verletzt, ist wegen der undurchdringlichen Verschwiegenheit in der Verwandtschaft nicht eindeutig auszumachen. Vermutungen weisen in mehrere Richtungen: politische Unzuverlässigkeit (Nähe zur SPD), rassistische Abweichung (Verdacht jüdischer Herkunft) oder eugenische Unerwünschtheit (Neigung zu psychischer Labilität).

Die drei beteiligten Familien – tief „fromm“ und dem evangelikalen Gemeinschaftsverein eng verbunden – überlassen die junge christliche Frau lieber dem „Makel“ einer unehelichen Schwangerschaft und damit den Lasten der Geburt eines unehelichen Kindes. Die Flucht der werdenden Mutter in Versuche zum Schwangerschaftsabbruch bleibt erfolglos. Mit diesen Erfahrungen trifft sie in Schmalfeld ein, um dort Kindern auf deren Lebensweg zu helfen. Nach der Entbindung in den Ort zurückgekehrt, dürfte sie ohne Zweifel entsprechenden fürsorglichen Fragen ausgesetzt gewesen sein, auf die eine Mutter normalerweise gerne eingeht. Was mag sie geantwortet haben, und wie wird ihr dabei zumute gewesen sein? Denn, um das Maß der Leiden der jungen Mutter voll zu machen, wird ihr die kleine Tochter bald nach der Geburt von den Verwandten weggenommen, in ein Heim verbracht, danach einer fremden Familie übergeben und sie selber zunächst im Hause der Familie Harder in Itzehoe „aufgenommen“ – mit oder gegen ihren Willen, aber, wie es heißt „mit Tumult“. Sie bleibt von ihrem Kind getrennt. Im Januar 1937 nimmt Hedwigs Schwester Erna das Kind mit nach Sumatra und übernimmt dort die Rolle der Mutter.

Nichts lässt darauf schließen, wie sich diese Verletzungen und Leiden auf ihre unterrichtliche Tätigkeit ausgewirkt haben. Darüber hätten die fehlenden Seiten der Schulchronik vielleicht andeutungsweise Auskunft geben können. Nur schwer vorstellbar ist, dass im täglichen Umgang mit anderen Kindern der Gedanke an ihr eigenes Kind, dessen warme Haut und Geräusche der ersten Tage sie niemals heimgesucht haben sollen.

Auf diesem Hintergrund verwundert umso mehr, wie ausgeglichen sie wirkt. In ihren vielen Briefen an die Eltern ist von dem Kind nie die Rede. Es dominieren sehr ausführliche Berichte über ihre mannigfachen Tätigkeiten in Schmalfeld. Deren Dichte kann auch den Eindruck hervorrufen, hier steigere sich eine psychisch misshandelte junge Frau in eine Hyperaktivität hinein. Auf diese Weise versucht sie, die ihr zugefügten Schmerzen zu überdecken. Und das scheint ihr erstaunlicherweise zu gelingen. Sie wirkt bei aller Betriebsamkeit ausgeglichen und für ihre Umgebung in Schmalfeld sehr sympathisch.

In ihrem ersten Brief nach der Entbindung verbreitet sie sich wiederum über ihre Bemühungen und Methoden der Konservierung von Obst und Gemüse. Und sie schreibt, in der Schule sei sie „mit Lust an der Arbeit“, ganz anders als in Meggerkoog, „dort habe ich das Grauen vor der Dunkelheit und dem Alleinsein kennengelernt“. Im Oktober schildert sie ihre Kollegen und deren Frauen und andere Leute aus dem Dorf. Alles macht sie glücklich, auch die Schulkasse und die Kaffeestunde mit der Schulreinigungsfrau. Oft habe sie Kinderbesuche in ihrer Wohnung. „Sie hängen an mir.“

Im November kann sie sich mit Hilfe ihres Bruders Arthur ein „ganz leichtes Motorrad“ leisten. Aber „das schafft immerhin 50 Stundenkilometer!“ Mit den Kindern übt sie Adventslieder ein und begleitet sie auf der Blockflöte. Im Januar 1937 schreibt sie, nun sei ihre Schwester unterwegs nach Sumatra. Aber keine Andeutung davon, dass damit ihr Kind noch weiter von ihr entfernt wird, als hätte sie inzwischen auch ganz persönlich verinnerlicht, was politische und religiöse Intoleranz und Grausamkeit ihr angetan hatten.

Im Sommer hat sie ihre Freude am Frühsport, „bei gutem Wetter mit einigen meiner Schulfrauen, die auch Lust dazu haben“. „Wöchentlich zweimal gebe ich nachmittags Handarbeitsstunde, und dann betteln die Mädels gewöhnlich noch um eine Turnstunde.“ Freude entwickelt sie auch wieder am früher geübten Zeichnen und Malen und an der Verbesserung ihrer Englischkenntnisse.

Anfang 1938 wird sie heimgesucht von Erkältung und von Furunkeln im Gehörgang mit „wahnsinnigen Schmerzen“. Sie ist vorübergehend dienstunfähig. Im März 1938 lässt sie sich dann gründlich vom Getriebe der



Quelle: Pflugschar und Meißel 10.4.1938

Zustimmung obligatorisch: Propaganda im Gemeindeblatt zur Reichstagswahl 1938

NSDAP erfassen. Erstmals nimmt sie an einer der für das „Dritte Reich“ charakteristischen Routine-Veranstaltungen teil, einer „Wochenend-Schulung“, die gewöhnlich in Bad Segeberg stattfinden.

Ihre Identifizierung mit der herrschenden Ideologie steigert sich zur Euphorie, vielleicht ausgelöst und verstärkt durch den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich am 12. März 1938. Das triumphale Ergebnis von über 99 Prozent Zustimmung bei der Volksabstimmung am 10. April bestätigt Hitler in seiner Gewaltpolitik. Als Tochter aus christlich-evangelikalem Hause kann sie sich durch Aufrufe auf der Titelseite der Kaltenkirchener Sonntagszeitung *Pflugschar und Meißel* bestätigt fühlen.

Ausflug zum „Führer“

Nach Sumatra schreibt sie im Mai: „Da ich nun aber mal in Berlin war [Ferienaufenthalt] wollte ich doch gar zu gerne die große Führer-Parade am Geburtstag des Führers (20.4.) mit sehen. Kurzerhand holte ich mir bei meinem Schulrat noch den Tag frei. Morgens um 6 Uhr war ich schon Unter den Linden, um mir dort einen guten Platz zu sichern, aber viele der Berliner waren schon noch früher aus den Federn gekrochen, die besten Plätze also schon hin. Trotzdem hab ich aber noch einen sehr guten bekommen, von dem aus ich die ganze Zeit über den Führer mit seinem Stab und auch die Parade wunderbar habe sehen können. Wie ist unsere



Quelle: Pflugschar und Meißel 8.10.1939

Propaganda für „Nächstenliebe“ mit religiösem Anklang: Werbung für das Winterhilfswerk 1936/37

Wehrmacht herrlich! Unbeschreiblich! Das muß man selbst gesehen haben, *dann glaubt man.*“ [hervorgehoben durch G. H.]

Die Erfahrung hat gelehrt, dass auch dieser Glaube sich mitteilen will, in diesem Fall ganz ohne Zweifel in Richtung Schulunterricht und nationalsozialistische Jugendarbeit. Die so ergriffene und beseelte Lehrerin wird in Schmalfeld zum Multiplikator wie wohl keine andere Person.

Im Folgenden vermitteln Hedwigs Briefe ein anschauliches Bild vom nationalsozialistischen Leben und Treiben im Dorf. Sie verdeutlichen aber auch, welchen großen Zeit- und Kraftaufwand für Lehrer die Betätigung in den Parteiorganisationen ausmachten.

Juli 1938: Schulungslager des NS-Lehrerbundes in St. Peter, organisiert als „Austauschlager“ mit Teilnehmern aus anderen „Gauen“.²

November 1938: „Das WHW [Winterhilfswerk] nimmt einen großen Teil meiner Zeit in Anspruch.

Augenblicklich habe ich dafür Sorge zu tragen, dass Kinder- und Babykleidung für unsere Sudetendeutschen gearbeitet wird. Ich selbst nähe 6 Säuglingshemdchen und ein Kinderkleidchen, andere stricken Hemdchen, Höschen, Leibchen, Strümpfe, Handschuhe, Jäckchen etc.“³

„Am kommenden Dienstag haben wir in der [NS-]Frauenschafter noch einen Nähabend. Ich freue mich ja nur, dass sich immer wieder welche finden, die sich zu der Arbeit hergeben.“ Der Briefabschnitt endet mit dem Seufzer: „Es könnte bald mal zuviel der Arbeit werden. Besser, man arbeitet, als dass man zu viel grübelt.“ Eben solch ein „Grübeln“ sollte nicht Platz greifen. Es könnte weiter führen und zu kritischem Denken verleiten und die Geschlossenheit der „Volksgemeinschaft“ aufweichen.

Die außerschulische Beanspruchung der männlichen Kollegen dürfte kaum geringer gewesen sein. Das ging ohne Frage zu Lasten der Qualität



Quelle: Pflugschar und Meißel 8.10.1939

Kirchliches Forum für Propaganda: mythische Überhöhung statt Infragestellung des Krieges

des Unterrichts. Eben dies wurde aber von der Reichs- und Parteileitung bewusst in Kauf genommen. Denn Hitler selber wollte einer unnötigen und hinderlichen „Intellektualisierung“ der Volksschüler entgegenwirken.

Dezember 1938: Versammlung der Frauenschaft-Amtswalterinnen – „Ich bin Amtswalterin für Grenz- und Ausland.“

Juli 1939: Ausflug mit der Frauenschaft. Dann 14 Tage Schulungslager des NS-Lehrerbundes. „Kosten übernimmt der Lehrerbund. Ist das nicht schön?“ „Wir haben es hier unerwartet schön – eher Ferien als Schulung zu nennen. Morgen machen wir eine zweitägige Fahrt ins Abstimmungsgebiet.“⁴

5. Oktober 1939: „Was wohl morgen in der Reichstagsrede gesagt wird. Wir sind ja alle so gespannt darauf. Möge doch der Krieg bald ein Ende haben!“⁵

Schmalfeld „mitten in der Schlacht“

Es gehört zu Hedwigs Einsatz für das baldige Kriegsende, wenn sie am 31. Oktober 1939 schreibt: „Meine Hand streikt fast – habe ich doch endlos an Karteikarten zu schreiben, etwa 1000 Stück, die in Druckschrift übertragen werden sollen.“ November 1939: „Immer noch Karteikarten schreiben. Dann für den Bäcker Anschreibebücher für 3 Dörfer fertig machen, da er selber an der Front war.“

Die Entfesselung des Krieges wirkte sehr bald auch nach Schmalfeld hinein: Schon kurz nach dem Überfall auf Polen gibt es nächtliche Ein-

berufungen von Männern zum Militärdienst und erste Verlustmeldungen. Sie selber macht sich Sorgen um ihre Brüder Arthur und Johannes, beide in der Uniform der Waffen-SS. *Pflugschar und Meißel*, das kirchliche Gemeindeblatt für Kaltenkirchen, fängt solche Sorgen am 21. April 1940 mit einem neuen Kirchenlied auf: „Gott wird euch mitten in der Schlacht / in seinen Frieden holen“, lautet eine Textzeile von Heinrich Vogel (vgl. S. 62).

Die Ausgabe von Bezugsscheinen für die meisten Güter des täglichen Bedarfs sind wohl ein Anlass für Hedwigs Arbeit mit den Karteikarten. Auch mit einer weiteren Kriegsfolge sieht sie sich in Schmalfeld konfrontiert und beunruhigt: Nun „mag ich nicht mehr allzu gern abends spät bis 1/2 12 allein mit dem Fahrrad auf der Landsstraße sein, zumal wir nun auch polnische Arbeitsgefangene hier im Dorf und in der Umgegend haben.“

Verwunderlich ist solche völlig unbegründete Besorgnis gegenüber den Männern mit den eckigen Uniformmützen nicht. Denn es gilt in der breitesten deutschen Öffentlichkeit als ausgemachte, nicht zu hinterfragende Tatsache: Das slawische Volk der Polen ist – gemessen am deutschen Herrenvolk – kulturell minderwertig, faul, unsauber, hinterhältig und brutal. Dieses seit langem in Deutschland bestehende Vorurteil wurde durch die Presse und die Bilder der den Kinofilmen vorgeschalteten „Wochenschauen“ wach gehalten. Dementsprechend weckte das Auftreten der wehrlosen Kriegsgefangenen zunächst, wenn auch uneingestanden, Ängste.

Dezember 1939: Ob all der schulischen und politischen Verpflichtungen stöhnt sie „... So wird's weitergehen. Ich bin jetzt völlig durchgedreht.“ Der erste Kriegswinter beginnt mit Säuglingspflegekursen und „fürchterlicher Kälte, heute (21.1.) 20 Grad.“ Die Folge: „Eingeschränkter Unterricht wegen Kohlenmangel.“

März 1940: „Sonderkursus für uns Jugendgruppenführerinnen, zu dem ich mich gemeldet hatte“ – sicherlich im Dienste der Kriegsertüchtigung aller Bevölkerungsschichten.

Herbst 1940: Sie muss zusätzlichen Unterricht in der benachbarten Gemeinde Hasenmoor übernehmen. Ihren Eltern, die inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt sind, schreibt sie: „Was sagt Ihr nur über die Erfolge unserer Wehrmacht? Sind die nicht fabelhaft? Fast unfassbar?“ Hier hat sie den „Blitzkrieg gegen Holland, Belgien, Luxemburg und Frankreich“ im Blick. Im Juli fragt sie aber schon sorgenvoll ihre bei Neumünster lebenden Eltern: „Hat Euch der Engländer nichts anhaben können? Hier in Schmalfeld sind Blindgänger herunter gekommen.“ Es gebe jetzt auch „ein Flak-Horchgerät im Ort, weil der Engländer jede Nacht hier herüber fliegt“. „Hoffentlich vergeht ihm bald die Lust an seinen nächtlichen Fernflügen!“

In die siegesgewisse Übereinstimmung mit dem Nationalsozialismus und die Triumphgefühle angesichts der Ausdehnung des deutschen Machtbereiches in Europa schleichen sich allmählich doch Anwandlungen von tiefer Unsicherheit ein. Hedwig bietet dafür ein sprechendes Beispiel:

12. Januar 1941: „Ich fand, Arthur [ihr Bruder, SS-Angehöriger] war [...] sehr pessimistisch – mir wurde damals zeitweise fast schlecht von all dem, war er erzählte und wie er alles beurteilt. Wenn er so die ganze Zeit über gewesen ist, täte mir Henny [seine Frau] leid – sie ist in der Hinsicht doch gar zu leicht nieder gedrückt. Ganz anders Johannes [Harder, Itzehoe, ihr Schwager, Wehrmachts- und SA-Angehöriger], eine ganz sichere, frohe Zuversicht erfüllte ihn – dabei verkannte er durchaus nicht den Ernst der Lage. Ich war so froh, auch mal wieder einen Soldaten zu treffen, der so urteilt! Und mit ihm viele, viele andere!“ Angesichts dieser Lage scheinen die unentbehrlichen Wochenendschulungen und Jugendgruppen-Führerinnenschulungen (!) in Segeberg mehr und mehr der Stärkung des Durchhaltens zu dienen.

Im Dezember 1941: „Unterwegs, also vor 19 Uhr, wurde schon geschossen, und nachher ging's ja richtig los. Ich habe während dessen meinen Adventskranz für die Klasse gebunden und habe dabei nur gedacht, ob ich ihn wohl fertig bekomme oder ob die Kinder wohl um ihre Freude kommen. Na, es ging ja alles gut. 1 englischer Flieger ist brennend über uns hinweg geflogen und im anderen Dorf abgestürzt.“

Das Jahr 1942 beginnt mit neuen Sonderaufgaben: „Arbeiten für die Wollsammlung – bis Sonntag soll alles fertig und abgegeben sein. Das gibt arg viel Extraarbeit, aber – es ist ja für unsere Soldaten!“ [Ein Hinweis auf den drohenden Schatten von Stalingrad?]



Quelle: Am Seehof der Zeit, 28.3.1941

Von der „Nächstenliebe“ zur Kriegsunterstützung: Werbung für das Winterhilfswerk 1940/41

15. Januar 1942: „Unsere armen Soldaten im Osten! [...] Die Wollsammlung hat doch ein wunderbares Resultat ergeben, nicht wahr? Wir haben hier in der letzten Woche auf mein Betreiben hin noch 4 Wolldecken aus lauter Woll-Vierecken [Stoffreste aus der Tuchfabrik der en gverbundenen Familie Johannes Harder, Itzehoe] zusammengekriegt. Schön, nicht wahr? Auch noch allerhand Pelze und Kaninchenfelle kamen noch zusammen, trotzdem Herr Schütt [ein Kollege] meinte, die Wollsammlung wäre seines Erachtens hier in Schmalfeld (mit steinernem Gesicht) abgeschlossen.“

Im März 1942 mehren sich in Schmalfeld Todes- und Vermisstenmeldungen. Ob diese Meldungen bei der Briefschreiberin Zweifel an der deutschen Kriegspolitik aufkommen lassen oder gar Mitgefühl für die um ein vielfaches größeren Opfer auf Seiten der überfallenen Völker, ist nicht erkennbar, auch wohl nicht zu erwarten. Sie kann sich nur in eigenes Leid versenken: „Und was im Osten vermisst heißt, ist wohl gleichbedeutend mit Nimmerwiedersehen. Es ist furchtbar, und man darf nicht zuviel darüber nachdenken, sonst käme man aus dem Grauen vor dem, was noch kommen wird, gar nicht wieder heraus.“

Die Sätze stehen für das kollektive Bewusstsein: Nicht nachdenken, nicht „grübeln“ und die Vorstellung eines für das eigene Volk voraussehbaren „Grauens“ nicht zulassen! „Gläubig“ steht sie zur Sache Hitlers und der Partei. Sie verwendet gerne von der Partei herausgegebene Postkarten mit geeigneten Aufdrucken wie diesem: „Der Führer kennt nur Kampf, Arbeit und Sorge. Wir wollen ihm den Teil abnehmen, den wir ihm abnehmen können.“

Unterdessen gehen die Anstrengungen um das „Durchhalten“ weiter: „Eine böse Statistik, die ich für die Kreisleitung der Frauenschaft in Segeberg aufstellen muß. [Über den Inhalt ist nichts bekannt.] Zweimal wöchentlich Sanitätskursus (Erste Hilfe) für die BDM-Mädchen. Schulung als Ortsjugendgruppenführerin.“ Ein Kursus „Werken“ findet sieben männliche Teilnehmer. Auch Hedwig meldet sich, obwohl der „Leiter eigentlich keine Frau als Teilnehmerin wollte“.

Ende 1942: Es mehren sich Hedwigs Beschwerden mit den Atemwegen so, dass sie nach St. Blasien im Schwarzwald zur Kur geschickt wird. Im Januar 1943 kehrt sie für kurze Zeit nach Schmalfeld zurück, muss aber schon im Frühsommer ihren Dienst aufgeben. Es folgt eine bis zu ihrem Tod 1952 kaum unterbrochene Folge von Aufenthalten in Sanatorien und Krankenhäuser oder bei Verwandten in Itzehoe. Dort erlebt und kommentiert sie den Fortgang des Krieges: „Was sagt Ihr zur Invasion und zur Verlegung? Möge doch das Ende all dieses Ringens und Elends bald kommen!“ Nach Gerüchten über eine alliierte Invasion in der Deutschen

Die 1. Tagung der Kirchengemeindebeamten Schleswig-Holsteins

Am 9. August fand in Kiel eine Tagung der Kirchengemeindebeamten statt, die von etwa 600 Kirchengemeindebeamten aus allen Teilen des Landes besucht war.

Fast 90 Prozent unserer Kirchengemeindebeamten standen schon vor der Machtübernahme in den Reihen der Parteigenossen, eine Tatsache, die auf dieser Tagung einmal festgestellt werden müsse. Wir wissen, daß wir in unserem kirchlichen Dienst auch unserem Volke dienen und befinden uns darum in der rechten Gefolgschaft Martin Luthers, der sagte: „Meinen Deutschen bin ich geboren und meinen Deutschen will ich dienen.“

Am Schluß der Vormittagstagung konnte der Präsident des Landeskirchenamts allen Teilnehmern ein Telegramm des Reichsministers für die Kirchenangelegenheiten bekanntgeben, in welchem dieser seine herzlichsten Grüße und die besten Wünsche für die Tagung

Quelle: Pflügschar und Meißel 28.8.1938

Ideologischer Schulterchluss mit dem Regime: Kirchengemeindebeamte in der NSDAP

Bucht: „Wenn man all den [...] Gerüchten glauben wollte, könnte man ganz konfus werden. Das Beste ist wohl, sich gar nicht drum kümmern, sich bereithalten und im übrigen auf Gott vertrauen“, auf Gott, den so oft besungenen und angerufenen „Lenker der Schlachten“.

Die letzten Kriegsmonate findet sie wieder Aufnahme in der Familie Harder in Itzehoe. Von dort fragt sie ihre Eltern: „Was für Nachrichten habt Ihr aus Schlesien? Hoffentlich kommt die russische Walze bald zum Stehen. Was für Not und Elend ist über unseren Osten herein gebrochen! Man darf gar nicht darüber nachdenken, sonst verliert man zuviel Kraft, die man nötig braucht.“ Und nach langer Pause grübelt sie am 31. Mai 1945: „Was ist alles in der Zwischenzeit geschehen. So hat man sich das Ende doch nicht gedacht – was für eine Enttäuschung. Man wird einfach nicht fertig damit. Es gibt ja auch fast jeden Tag wieder neue Aufrechnungen, neue Verordnungen [seitens der britischen Besatzungsmacht] oder dergleichen. Man könnte wirklich die Wut kriegen!“ Noch im Juli desselben Jahres die Klage: „Ach, überall gibt's Hemmschuhe, und man darf als unterlegenes Volk nichts dazu sagen. Was ist nur aus uns Deutschen geworden!“

Aus dem nationalen Selbstmitleid findet sie, wie die große Mehrheit des Volkes, nicht heraus. Ihre tätige Mitverantwortung und Mitwirkung kommt ihr nicht in den Blick. Wer aber hätte ihr und den unendlich vielen den Weg zu Einsicht und Umkehr weisen können? Ihr, der in frommen, sich besonders „christlich“ verstehenden Familien geborenen und aufgewachsenen Frau? Vielleicht ein Pastor jener Landeskirche, über die *Pflugschar und Meißel* am 28. August 1938 nicht ohne Genugtuung meldet, fast 90 Prozent von ihnen hätten schon früh der NSDAP angehört. In der Stunde der selbstverursachten tiefen Not war von solchen „blinden Blindenführern“, wie es im Matthäus-Evangelium (15.14.) heißt, keine Hilfe zu erwarten.

Es bleibt die Frage: Wie konnte eine junge, intelligente Frau mit einem so besonders intensiven und entschiedenen christlichen Ursprung und Hintergrund sich so entschieden mit dem Nationalsozialismus identifizieren, wie ihre Briefe es dokumentieren? Wo liegen die Berührungspunkte und Übereinstimmungen, die diese Symbiose ermöglichten?

Ich nehme ein Gottesbild wahr, welches das Bewusstsein weitester christlicher Kreise beider großen Konfessionen dominierte. Es war, ganz im Gegensatz zu dem von Jesus vermittelten Bild, die Vorstellung vom „Herr-Gott“, der aus sozialdarwinistischer Sicht auf Seiten der Starken, der Gesunden, der Gehorchenden steht, auch auf Seiten der stärkeren Nationen. So nahm das Gottesbild immer deutlichere Züge deutschen Herrenmenschentums an. Dieser Gott konnte darum auch als „Lenker der Schlachten“ beansprucht und angerufen werden konnte.

Diese Art Theologie kam der Grundidee des Nationalsozialismus weit entgegen, was besonders am Anfang des „Dritten Reiches“ in kirchlichen Kreisen zu einer lauten, euphorischen Zustimmung führte, und das nicht nur im Lager der „Deutschen Christen“. Das Kreuz bog sich zum Hakenkreuz. Es bedurfte dementsprechend auch in den Familien Nommensen und Harder keiner besonderen Verrenkung, um in die Uniformen des „Dritten Reiches“ zu steigen.

Im Falle von Hedi Nommensen war diese Identifikation anscheinend so groß, dass sie die ungeheuerlichen Maßnahmen der Familie gegen ihre Heirat und die Wegnahme ihres Kindes als der Idee des Nationalsozialismus geschuldet annahm, und zwar klaglos, wie aus ihren Briefen hervorgeht. Für ihren Bruder Johannes mag die Behandlung seiner Schwester eine entscheidende Schwelle gewesen sein, deren Überwindung den Weg in seine folgende Tätigkeit im Konzentrationslager – mit der Tötung zahlreicher kranker Häftlinge – öffnete.

In dieser Frau scheinen sich die in beiden „Bewegungen“ vorhandenen „Glaubens“-Kräfte vereinigt und verstärkt zu haben. Es sei hier aber ausdrücklich gewürdigt, dass es unter den Christen in Deutschland Persönlich-

keiten gab, die – allen Versuchungen ihrer Umgebung zum Trotz – der Botschaft Jesu treu geblieben sind, auch unter Erduldung eigener Leiden.

Ein Nachwort

Hedwig Nommensen war für mich meine „Tante Hedi“. Zwischen ihrer Familie Nommensen und der Familie meiner Mutter, Harder in Itzehoe, bestanden sehr enge Beziehungen. Sie gründeten auf entfernter Verwandtschaft, besonders aber auf tiefer religiöser Übereinstimmung. Ich habe Tante Hedi, diese lebhafteste, freundliche, intelligente junge Frau sehr geliebt. Oft besuchte sie mit ihrem Motorrad unsere Familie im nahe gelegenen Alveslohe.

Um die Zeit, die hier behandelt wird, war meine Familie und war ich selber, Jahrgang 1923, entschieden nationalsozialistisch überzeugt und engagiert. Das Fühlen, Denken und Wirken meiner Tante Hedi kann ich daher nicht nur selber nachempfinden, es entsprach auch unserer/meiner eigenen Überzeugung und Einsatzbereitschaft, desgleichen die anerzogene nationale Anmaßung und die Abwehr kritischer Vernunft und jeden Zweifels. Daher – das oben Geschriebene betrifft nicht nur Hedwig Nommensen; es trifft auch mich.

Anmerkungen

1. Die zitierten Briefe befinden sich im Familienbesitz.
2. „Lager“ war ein Zentralbegriff im „Dritten Reich“. Der militärischen Begrifflichkeit entnommen, deutete er an, dass dies ein Ort intensiver autoritärer Vermittlung des nationalsozialistischen Wertesystems sein sollte. Die „Gau“ stimmten damals weitgehend mit den Provinzen überein.
3. Als Ergebnis der von Hitler und der Sudetendeutschen Partei inszenierten „Sudetenkrise“ musste die Tschechoslowakei das überwiegend von Deutschen besiedelte „Sudetenland“ an Deutschland abtreten.
4. Gemeint ist wohl jenes Gebiet im Landesteil Schleswig, in dem es 1920 zur Volksabstimmung über die Zugehörigkeit zu Deutschland oder zu Dänemark gekommen war.
5. Hitler zog an diesem Tag in seiner Rede Bilanz zum „Polenfeldzug“ und machte Vorschläge zu einer Neuordnung Europas.

Der Autor

Gerhard Hoch, Dr. phil. h.c. Jg. 1923, Absolvent einer NS-Lehrerbildungsanstalt (1942). Kriegsgefangenschaft bis 1948. Studium der katholischen Theologie (1956). Tätigkeit als Bibliothekar in Hamburg (bis 1984). Viele Veröffentlichungen zur NS-Geschichte Schleswig-Holsteins sowie zum Themenkomplex Kriegsgefangene, Fremd- und Zwangsarbeiter.